sich dann in den verschiedensten Teilen Zentralafrikas als Reisender, Jäger und Sportsmann herum. Im Kongotal erlegte er auf einer fünfzehn Monate dauernden Jagdreise nicht weniger als 150 Elefanten, von denen mehrere Elfenbeinzähne im Gewicht von je 300 Pfund trugen. Zu den gefährlichsten Fahrten des unerschrockenen Mannes gehörte eine Reise von Addis Abeba, der Hauptstadt Abessiniens, nach Nairobi in Britisch-Ostafrika, die vor ihm noch kein Weißer versucht hatte. — Boynes hat sich jetzt im Alter von 53 Jahren auf seiner Farm Kissarini bei Nairobi zur Ruhe gesetzt. Da er unlängst heiratete, dürfte es mit dem ungebundenen Abenteurerleben endgültig vorbei sein.

10. Kampf an der Tränke.

—⊙—

Kampf an der Tränke

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von G. W. Brandtstetter.

Seit Monaten war ein alter Leopard der Schrecken eines südafrikanischen Kaffernd rfes. Er riß nachts die Rinder in der Hürde, und dreimal fanden die Schwarzen am Morgen die verstümmelte Leiche eines Viehwärters. Da hatten sie sich zu einer Treibjagd vereinigt und den Räuber im Busch aufgestöbert. Doch sie besaßen keine Feuerwaffen, und der einzige Speer, der den Leoparden traf, wurde den Jägern zum Verhängnis: das wütende Tier nahm sie an und schlug den jungen Molosi den Sohn Tembosaans, nieder. Die anderen Kaffern flohen entsetzt in ihren Kraal zurück.

Die Kühnheit des Räubers, der sich allen Nachstellungen seiner Verfolger zu entziehen wußte, kannte bald keine Grenzen mehr. Eines Abends legte er sich am Ufer des Limpopo, wo der Wechsel der Antilopen und Buschferkel zur Tränke führte, auf die Lauer.

Da trabte ein fettes Buschferkel durch das hohe Schilf heran. Am Ufer blieb es verhoffend stehen; dann senkte es den Rüssel ins seichte Wasser und trank in kurzen, schlürfenden Zügen. Schon wollte der Leopard mit einem Sprung über das ahnungslose Tier herfallen; da sah er in der Mitte des Flusses für einen Augenblick, kaum erkennbar im gelblichen Wasser, die schmutzigbraunen Augenbogen und Nasenlöcher eines Krokodils auftauchen; dann schoß, von perlenden Luftblasen begleitet, ein Schatten auf die Tränke zu. Den Kampf mit der großen Echse scheute selbst der verwegene Leopard; so blieb er, zum Sprunge gekrümmt, im Schilf liegen.

Das Buschferkel schüttelte sich schnaubend und wandte sich, um zurück zu trotten. Da traf es von hinten aus dem Wasser heraus ein harter Hieb und warf es mit zerbrochenem Wirbel ins Schilf. Klatschend fiel der gepanzerte Schweif des Krokodils ins Wasser zurück.

Nun schien dem Leoparden der rechte Augenblick gekommen. Ehe sich die schwerfällige Echse im seichten Wasser drehen konnte, mußte er sich die Beute holen. Ein, zwei Sätze brachten ihn neben das quiekende, zappelnde Ferkel; ein Prankenhieb endete dessen Qual. Doch hatte sich das Krokodil schon gewandt und schnappte mit den riesigen Kiefern nach der Beute. Der Leopard fürchtete, den willkommenen Abendschmaus zu verlieren und hieb seinem Feind mit der Pranke wütend nach dem Kopf. Das Krokodil, auf einen Angriff nicht gefaßt, ließ verdutzt das Ferkel fahren. Die Katze hätte ihren Raub jetzt in Sicherheit bringen können doch in ihrer Wut vergaß sie alle Vorsicht und hieb von neuem die Pranke zum Schlag. Diesmal traf aber diesmal nicht den zurückweichenden Kopf des Krokodils, und ehe sie zurückfahren konnte, saß sie zwischen den Reißzähnen der Echse wie in einem Schraubstock.

Der Leopard kämpfte verzweifelt um sein Leben. Zentimeter um Zentimeter zog ihn das Krokodil dem Wasser zu; wütend schlug er mit der freien Tatze auf den blutenden Kopf des Feindes; in Fetzen hingen der Echse die Kiefertaschen herunter, und die gelben Zähne lagen bloß. Doch das Krokodil ließ die Pranke nicht fahren, und jeder Tatzenhieb brachte den haltlos gewordenen Körper des Leoparden dem Verderben näher.

Da erreichten die beiden Kämpfenden das Wasser, und das Krokodil befand sich in seinem Element. Es peitschte mit dem Schweif die schmutziggelbe Flut zu weißem Schaum. Vergebens suchte der Leopard den Kopf über Wasser zu halten; sein Feind bäumte sich hoch und tauchte dann mit ihm unter. Wenige Sekunden schäumte die Flut über den Kämpfenden, dann glättete sich langsam der Fluß, und der dunkle Schatten des Krokodils mit dem toten Leoparden im Rachen schoß nach der Sandbank im Fluß hinüber, um seine Beute in Ruhe zu zerreißen.

Die starren weißen Augäpfel eines Kaffern hatten im Schilf den Kampf beobachtet. Tembosaan, der Vater des gefallenen Molosi, sprang aus seinem Versteck auf, in dem er dem Mörder seines Sohnes aufgelauert hatte, um mit einem vergifteten Pfeil Molosi zu rächen. Er warf das Buschferkel über den Rücken und zog dem Kraal zu, die freudige Nachricht vom Ende des Würgers zu überbringen.

—⊙—

Afrikas Großwild im Kampfe gegen das Auto

Von Ludwig Konradi.

Die uralten Fußpfade des inneren Afrika sind in den letzten Jahren vielfach zu guten Fahrstraßen ausgebaut worden, auf denen auch der Kraftwagen ungehemmt seine volle Geschwindigkeit entfalten kann. Die vierfüßigen Ureinwohner meiden naturgemäß diese belebten Straßen, und der abenteuerlustige Reisende kommt hier schwerlich auf seine Kosten; wohl aber mancher, der die engen urwüchsigen Nebenwege aufsucht. Hier, wohin sich nur vereinzelt ein Auto verirrt, hat der neuzeitliche Verkehr die Tiere der Wildnis noch nicht verscheuchen können. Selbst die sonst so scheuen Antilopen bleiben schweifwedelnd auf dem Wege stehen, wenn ein Auto naht; sie können nur durch kräftigen Lärm veranlaßt werden, die Straße zu räumen. Die Paviane dagegen wittern sofort in dem neuen Wesen einen Feind, flüchten auf die Bäume und drohen laut schimpfend mit den behaarten Fäusten.

Besonders aufregend war jüngst der Angriff einer Elefantenherde auf ein von Schwarzen besetztes Lastauto. Die Neger fuhren in gemächlichem Tempo — ein schnelleres war auf der primitiven „Straße" nicht möglich —, als sie plötzlich im nahen Dickicht das Krachen zersplitternder Bäume und das dumpfe Dröhnen von Elefantentritten vernahmen. Es gelang den Schwarzen, den Wagen rechtzeitig zum Stehen zu bringen. Sie sprangen zur Erde, und nun begann ein Wettrennen auf Tod und Tod. Aber alle Schnelligkeit wäre umsonst gewesen, hätte sich nicht die Angriffslust der riesigen Dickhäuter gegen den Kraftwagen gewandt. Am folgenden Tage, als sich die Schwarzen wieder auf den „Kampfplatz" wagten, sah es dort wüst aus. Die Zerstörungswut der Elefanten hatte sich besonders an dem Vorderteil des Wagens ausgetobt, wo sie ganz richtig die „Seele" des unheimlichen Wesens vermuteten. Die gefüllten Säcke des Transports hatten sie merkwürdigerweise unversehrt gelassen; ihr Zorn galt lediglich dem Leben des verhaßten Eindringlings. „O ahnungsvoller — Elefant!" Die unvernünftige Kreatur scheint also im Auto, dem Vorkämpfer der Zivilisation ihren Feind förmlich zu wittern.

—⊙—

Aus der Werkstatt der Natur

Einen Beitrag zur Lösung der die Gelehrten schon lange beschäftigenden Frage, wie auf entlegenen Inseln Pflanzen und Tiere der verschiedensten Arten auftreten und sich entwickeln konnten, lieferte kürzlich die Meldung, daß in Neu-Fundland eine gewisse, sonst nur an der englischen Westküste vorkommende Möwenart angetroffen sei. Die einzige Erklärung für diese ungewöhnliche Erscheinung kann nur darin gefunden werden, daß die Tiere vom Sturm über den Atlantik verschlagen sind. Man hat nur selten Gelegenheit, die Mittel, deren sich die Natur zu ihren Zwecken bedient, in so augenfälliger Weise beobachten zu können. Aus moderner Zeit ist nur noch ein anderer Fall bekannt, der gleichfalls interessante Aufschlüsse lieferte. Beim Ausbruch des Krakatau im Jahre 1883 wurde die kleine Insel gleichen Namens mehrere hundert Fuß tief unter glühender Asche begraben, so daß auch nicht eine Spur von Leben auf ihr zurück blieb. Einige Jahre später stellte sich heraus, daß nicht weniger als 573 verschiedene Arten von Tieren den jungfräulichen Boden bevölkerten, der von dem nächsten Lande über 20 Kilometer entfernt war. Die Mehrzahl — über ein Drittel — entfiel auf die Vögel. Die ersten Ratten dürften mit menschlichen Besuchern hinüber gekommen sein; eine Pythonschlange und eine Eidechsenart, beide als vorzügliche Schwimmer bekannt, gelangten wohl aus eigener Kraft hinüber. Wie soll man aber das Vorkommen von mehr als hundert Arten flügelloser Insekten, Schlangen und sogar von Würmern erklären, die größtenteils nachbisheriger Annahme gar nicht im Seewasser leben können? Die einzige Möglichkeit scheint zu sein, daß sie mit Treibholz an die Küste gespült wurden. Daraus ergibt sich, daß die Meeresströmungen eine viel größere Rolle bei der Verteilung von Landtieren über die Erde spielen, als bisher angenommen wurde. Damit werden viele „Landbrücken" und „versunkene Kontinente", ohne welche die Naturwissenschaft früher nicht auskam, plötzlich überflüssig. Auch ist damit zugleich bewiesen, daß das Vorkommen archaischer Formen, wie sie auch auf Krakatau gefunden wurden, kein Beweis dafür zu sein braucht, daß auch ihr Fundort ein gleich hohes Alter wie sie selbst hat.

—⊙—

Am Ausguck

Die Diamantenstadt im Urwald.

Im Nordosten der portugiesischen Kolonie Angola, mitten im Urwald an der Grenze von Belgisch-Kongo, ist im Laufe der letzten Jahre eine Europäerstadt entstanden, die bisher noch auf keiner Landkarte verzeichnet ist. Dort wurden nämlich vor wenigen Jahren durch Zufall Diamantenfelder gefunden, und sogleich ergoß sich ein Strom von Abenteurern aller Länder in den Urwald von Ostangola und gründete Dondo, die neue Diamantenstadt. Obwohl die nächste Eisenbahnstation vierhundert Kilometer entfernt liegt, besitzt die Stadt schon ihr Elektrizitätswerk und eine Reihe ansehnlicher Steinbauten, ihren Schlachthof und ihre Eisfabrik. Die Einwohnerschaft Dondos ist ein wahrer Völkerbund im kleinen, denn es finden sich dort außer Portugiesen auch Deutsche, Amerikaner, Engländer, Franzosen, Russen und Türken, und sie sollen sich mustergültig miteinander vertragen.

Die Neujahrsfeier der Senecas.

Gegen Ausgang des Winters feiert der große im Staate Newyork ansässige Indianerstamm der Senecas das Fest der Jahreswende. Diese Feier nimmt nahezu eine ganze Woche in Anspruch und vollzieht sich nach alter Sitte unter Leobachtung ganz bestimmter Formen. An ihr nimmt der ganze Stamm teil, vom alten hundertachtjährigen Häuptling „Schwarzes Eichhörnchen" bis zum kleinen Indianerbuben, der eben laufen kann. Die „Festwoche" beginnt stets an einem Freitag. Dann gehen Sendboten durch alle Dörfer, erinnern die Bewohner an die bevorstehende Festzeit und ermahnen zur strengen Einhaltung der Fastengebote. Der folgende Sonnabend ist der sogenannte „Aschentag", an dem man den Segen des „großen, guten Geistes" herabfleht. Zur Abwehr der bösen Geister wird Asche vom heiligen Feuer vor die Türen gestreut. Darauf beginnen die eigentlichen Festlichkeiten. Am Sonntag werden die alten Zauberweisen des Stammes beim Klange der Muschelhörner und der aus Kürbissen verfertigten Instrumente gesungen. Der folgende Tag ist dem Tanz gewidmet, zunächst nur für die Männer, dann für die „squaws" allein. Am Dienstag wird nach altem Brauch geweihter Tabak aus den heiligen „Kalumets" geraucht, wobei unter dumpfen Trommelklängen die Dankgebete der Indianer ertönen. Ein feierlicher Federtanz beschließt die eigenartige Neujahrsfeier.

—⊙—

Büchertisch

Das Februarheft der „Koralle". Vom unbekannten Japan und von der Südsee, von merkwürdigen Pflanzen und seltsamen Tieren, die sich bewaffnen, berichtet das heute erschienene Heft der „Koralle". Immer wieder zeigt sie uns Wunder der Natur, vor denen wir staunend stehen und erzählt uns Dinge, die uns neu sind. Ueberraschend schön sind auch die Bilder. Was wir da von stürzenden Staublawinen, von Autosfahrten durch die Wüste und Austernplantagen zu sehen bekommen, übersteigt alle Erwartung. Die „Koralle" ist das Lieblingsblatt aller Naturfreunde geworden.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 9 Donnerstag, 1. März 28

Der Föhn

In den Bergen der Schweiz ist mit Ausnahme weniger Gebiete kein Wind bekannter und von großartigerer Wirkung als der Föhn. Wie die Quellen des kalten Nordwindes wahrscheinlich die Nordpolareisgebiete, die der feuchten regenbringenden Westwinde der Atlantische Ozean sind, so sind die der heißen Süd- und Südwestwende die brennenden Sandwüsten Afrikas Nun scheint zwar der Zug der Alpen uns gegen diese zu schützen, aber sie verstärken in der Tat ihre Wirkung. Ist der heiße Luftstrom über die Alpen gelangt, so möchte er wohl über diese und ihre Täler hoch hingehen, aber der Schnee kühlt einen Teil seiner Randwellen ab, so daß er sofort schwerer wird und in die Täler niederstürzt. Dies ist dann umso mehr der Fall, wenn die Gletscher am kältesten sind und die Talluft von der Sonne nicht erwärmt ist, wo also die Ausgleichung der Luftwärme auf gewaltsame Weise vor sich gehen muß.

Darum ist der Föhn im Winter und im Anfange des Frühlings in den Bergtälern am häufigsten; wenn aber die Sonnenwärme die Täler erwärmt, so hauft er noch in den kälteren Hochalpen. Aus dem gleichen Grunde tritt er oft auch in der Nacht weit heftiger auf als am Tage Die atmosphärischen Erscheinungen, die ihn begleiten, sind sehr hübsch. Am südlichen Horizonte zeigt sich leichtes, sehr buntes Schleiergewölk, das sich an die Bergspitzen setzt. Die Sonne geht am stark geröteten Himmel glanzlos unter. Noch lange glühen die Wolken in den lebhaftesten Purpurfarben. Die Nacht bleibt schwül, taulos, von einzelnen hälteren Luftströmungen strichförmig durchzogen. Der Mond hat einen rötlichen, trüben Hof. Die Sterne funkeln und glitzern ungleich lebhafter, farbenreicher als sonst. Die Luft erhält den höchsten Grad von Klarheit und Durchsichtigkeit, so daß die Gebirge viel näher erscheinen. Von fern her tönt das Rauschen der oberen Wälder; die Bergbäche tosen mit großer Wasserfülle weithin durch die stille Nacht; ein unruhiges Leben scheint überall rege zu werden und sich dem Tal zu nähern. Mit einigen heftigen Stößen, die besonders im Winter, wo er ungeheure Schneefelder bestreicht, erst kalt und rauh sind, kündigt sich der Föhn an, worauf plötzlich tiefe Stille der Lüfte folgt. Umso heftiger brechen die folgenden heißen Föhnfluten ins Tal und schwellen oft zu rasenden Orkanen an, die zwei bis drei Tage mit abwechselnder Gewalt die Gegend beherrschen, die ganze Natur in unendlichen Aufruhr versetzen, Bäume brechen und in die Tiefe schleudern, Felsstücke losreißen, die Waldbäche anschwellen lassen, Häuser und Ställe abdecken, ein Schrecken des Landes.

Auch die Tiere leiden unter dem Einfluß dieses Windes. Unruhig ziehen sich die Gemsen auf die Nordseite der Berge oder in tiefe Felsenkessel zurück. Pferde, Kühe, Ziegen suchen mit Mißbehagen nach frischer Luft, während ihnen der Föhn Rachen und Lunge austrocknet. Kein Vogel ist in Wald oder Feld zu erblicken. Die Bewohner teilen das allgemeine Unbehagen, das beengend und beängstigend auf Nerven, Seelen und Gemüt wirkt. Gleichzeitig wird sorglam das Feuer des Herdes oder des Ofens gelöscht. In manchen Tälern ziehen die „Feuerwachen" schnell von Haus zu Haus, um sich von jenem Auslöschen zu überzeugen und großes Brandunglück zu verhüten.

Trotzdem der Föhn gefährlicher ist als jeder andere Gebirgswind, wird er doch im Frühling mit Freuden begrüßt. In den Bergen bewirkt er Schnee- und Eisschmelzungen und verändert dadurch mit einem Schlage das Bild der Landschaft, indem er oft an einem Tage eine Schneedecke von mehr als einem halben Meter wegnimmt. Er ist der rechte Frühlingsbote und wirkt oft in 24 Stunden so viel wie die Sonne in 14 Tagen. Ja; er ist in vielen schattigen Hochtälern geradezu die Bedingung des Frühlings; würde er nicht von Zeit zu Zeit die zeugende Wärme bringen und die neuen Schneegende Wärme bringen und die neuen Schneeanfätze wegfegen, so gäbe es in manchen Hochtälern keinen Sommer und kein Leben, sondern wahrscheinlich nur stets wachsenden Eisfeder. In Uri z. B., wo er sehr häufig und andauernd weht, verdankt es ihm die Einwohnerschaft, daß die Gletscher so wenig tief in die Bergtäler hinunterreichen und die Alpen früher befahren werden können als in den meisten gleichhohen Geländen. Dabei ist der Föhn zum großen Glücke der Menschen und Felder ein vorsichtiger Schneeschmelzer und schützt dadurch, daß er sofort schwerer wird und in die Täler niederstürzt. Dies ist dann umso mehr der Fall, wenn die Gletscher am kältesten sind und die Talluft von der Sonne nicht erwärmt ist, wo also die Ausgleichung der Luftwärme auf gewaltsame Weise vor sich gehen muß.

Darum ist der Föhn im Winter und im Anfange des Frühlings in den Bergtälern am häufigsten; wenn aber die Sonnenwärme die Täler erwärmt, so hauft er noch in den kälteren Hochalpen. Aus dem gleichen Grunde tritt er oft auch in der Nacht weit heftiger auf als am Tage Die atmosphärischen Erscheinungen, die ihn begleiten, sind sehr hübsch. Am südlichen Horizonte zeigt sich leichtes, sehr buntes Schleiergewölk, das sich an die Bergspitzen setzt. Die Sonne geht am stark geröteten Himmel glanzlos unter. Noch lange glühen die Wolken in den lebhaftesten Purpurfarben. Die Nacht bleibt schwül, taulos, von einzelnen hälteren Luftströmungen strichförmig durchzogen. Der Mond hat einen rötlichen, trüben Hof. Die Sterne funkeln und glitzern ungleich lebhafter, farbenreicher als sonst. Die Luft erhält den höchsten Grad von Klarheit und Durchsichtigkeit, so daß die Gebirge viel näher erscheinen. Von fern her tönt das Rauschen der oberen Wälder; die Bergbäche tosen mit großer Wasserfülle weithin durch die stille Nacht; ein unruhiges Leben scheint überall rege zu werden und sich dem Tal zu nähern. Mit einigen heftigen Stößen, die besonders im Winter, wo er ungeheure Schneefelder bestreicht, erst kalt und rauh sind, kündigt sich der Föhn an, worauf plötzlich tiefe Stille der Lüfte folgt. Umso heftiger brechen die folgenden heißen Föhnfluten ins Tal und schwellen oft zu rasenden Orkanen an, die zwei bis drei Tage mit abwechselnder Gewalt die Gegend beherrschen, die ganze Natur in unendlichen Aufruhr versetzen, Bäume brechen und in die Tiefe schleudern, Felsstücke losreißen, die Waldbäche anschwellen lassen, Häuser und Ställe abdecken, ein Schrecken des Landes.

Auch die Tiere leiden unter dem Einfluß dieses Windes. Unruhig ziehen sich die Gemsen auf die Nordseite der Berge oder in tiefe Felsenkessel zurück. Pferde, Kühe, Ziegen suchen mit Mißbehagen nach frischer Luft, während ihnen der Föhn Rachen und Lunge austrocknet. Kein Vogel ist in Wald oder Feld zu erblicken. Die Bewohner teilen das allgemeine Unbehagen, das beengend und beängstigend auf Nerven, Seelen und Gemüt wirkt. Gleichzeitig wird sorglam das Feuer des Herdes oder des Ofens gelöscht. In manchen Tälern ziehen die „Feuerwachen" schnell von Haus zu Haus, um sich von jenem Auslöschen zu überzeugen und großes Brandunglück zu verhüten.

Trotzdem der Föhn gefährlicher ist als jeder andere Gebirgswind, wird er doch im Frühling mit Freuden begrüßt. In den Bergen bewirkt er Schnee- und Eisschmelzungen und verändert dadurch mit einem Schlage das Bild der Landschaft, indem er oft an einem Tage eine Schneedecke von mehr als einem halben Meter wegnimmt. Er ist der rechte Frühlingsbote und wirkt oft in 24 Stunden so viel wie die Sonne in 14 Tagen. Ja; er ist in vielen schattigen Hochtälern geradezu die Bedingung des Frühlings; würde er nicht von Zeit zu Zeit die zeugende Wärme bringen und die neuen Schneeanfätze wegfegen, so gäbe es in manchen Hochtälern keinen Sommer und kein Leben, sondern wahrscheinlich nur stets wachsenden Eisfeder. In Uri z. B., wo er sehr häufig und andauernd weht, verdankt es ihm die Einwohnerschaft, daß die Gletscher so wenig tief in die Bergtäler hinunterreichen und die Alpen früher befahren werden können als in den meisten gleichhohen Geländen. Dabei ist der Föhn zum großen Glücke der Menschen und Felder ein vorsichtiger Schneeschmelzer und schützt dadurch, daß er sofort schwerer wird und in die Täler niederstürzt. Dies ist dann umso mehr der Fall, wenn die Gletscher am kältesten sind und die Talluft von der Sonne nicht erwärmt ist, wo also die Ausgleichung der Luftwärme auf gewaltsame Weise vor sich gehen muß.

Darum ist der Föhn im Winter und im Anfange des Frühlings in den Bergtälern am häufigsten; wenn aber die Sonnenwärme die Täler erwärmt, so hauft er noch in den kälteren Hochalpen. Aus dem gleichen Grunde tritt er oft auch in der Nacht weit heftiger auf als am Tage Die atmosphärischen Erscheinungen, die ihn begleiten, sind sehr hübsch. Am südlichen Horizonte zeigt sich leichtes, sehr buntes Schleiergewölk, das sich an die Bergspitzen setzt. Die Sonne geht am stark geröteten Himmel glanzlos unter. Noch lange glühen die Wolken in den lebhaftesten Purpurfarben. Die Nacht bleibt schwül, taulos, von einzelnen hälteren Luftströmungen strichförmig durchzogen. Der Mond hat einen rötlichen, trüben Hof. Die Sterne funkeln und glitzern ungleich lebhafter, farbenreicher als sonst. Die Luft erhält den höchsten Grad von Klarheit und Durchsichtigkeit, so daß die Gebirge viel näher erscheinen. Von fern her tönt das Rauschen der oberen Wälder; die Bergbäche tosen mit großer Wasserfülle weithin durch die stille Nacht; ein unruhiges Leben scheint überall rege zu werden und sich dem Tal zu nähern. Mit einigen heftigen Stößen, die besonders im Winter, wo er ungeheure Schneefelder bestreicht, erst kalt und rauh sind, kündigt sich der Föhn an, worauf plötzlich tiefe Stille der Lüfte folgt. Umso heftiger brechen die folgenden heißen Föhnfluten ins Tal und schwellen oft zu rasenden Orkanen an, die zwei bis drei Tage mit abwechselnder Gewalt die Gegend beherrschen, die ganze Natur in unendlichen Aufruhr versetzen, Bäume brechen und in die Tiefe schleudern, Felsstücke losreißen, die Waldbäche anschwellen lassen, Häuser und Ställe abdecken, ein Schrecken des Landes.

Auch die Tiere leiden unter dem Einfluß dieses Windes. Unruhig ziehen sich die Gemsen auf die Nordseite der Berge oder in tiefe Felsenkessel zurück. Pferde, Kühe, Ziegen suchen mit Mißbehagen nach frischer Luft, während ihnen der Föhn Rachen und Lunge austrocknet. Kein Vogel ist in Wald oder Feld zu erblicken. Die Bewohner teilen das allgemeine Unbehagen, das beengend und beängstigend auf Nerven, Seelen und Gemüt wirkt. Gleichzeitig wird sorglam das Feuer des Herdes oder des Ofens gelöscht. In manchen Tälern ziehen die „Feuerwachen" schnell von Haus zu Haus, um sich von jenem Auslöschen zu überzeugen und großes Brandunglück zu verhüten.

Trotzdem der Föhn gefährlicher ist als jeder andere Gebirgswind, wird er doch im Frühling mit Freuden begrüßt. In den Bergen bewirkt er Schnee- und Eisschmelzungen und verändert dadurch mit einem Schlage das Bild der Landschaft, indem er oft an einem Tage eine Schneedecke von mehr als einem halben Meter weg-

Cap Martin

Von Dr. Stephan Kekule von Stradonitz.

Der Reichsaußenminister Dr. Gustao Stresemann ist seit einiger Zeit zur Erholung in Cap Martin an der Riviera. Obwohl in den Tagesblättern bei der Erwähnung dieser Tatsache vielfach auch hinzugesetzt wird: „Bei Mentone", werden die meisten Leser kaum eine eingehende Vorstellung davon haben, daß Cap Martin an der schönen und berühmten „Azurküste" liege, die sich von Cannes über Nizza bis Genua erstreckt. Und die meisten Riviera-Reisenden wissen von „Cap Martin" so gut wie nichts und kennen es jedenfalls gewöhnlich nur aus der Entfernung, nämlich durch den Blick einerseits von Mentone, andererseits von Monte Carlo und Monaco aus, denn „Cap Martin" ist, wie schon der Name sagt, ein Kap, das zwischen Monaco-Monte Carlo und Mentone sich weit in das Meer erstreckt, von der Straßenbahn Mentone-Monte Carlo und ebenso von der Küstenbahn in einem Tunnel durchschnitten wird und dessen auf der Kapspitze belegenen Gasthöfe („Grand Hotel du Cap Martin") und Villen von der großen Corniche-Landstraße gar nicht berührt werden. Diese Abgeschiedenheit ist des Cap Martin ungeheurer Vorzug vor den am Meere belegenen Teilen der anderen Riviera-Orte. Hier veranlaßt der ununterbrochene Autoverkehr hin und her ständige ungeheure Staubwolken, die dem Spaziergänger unerträglich werden können. Dort nichts hiervon. Dort außerdem eine Küste mit vorgelagerten zerrissenen, unten bräunlichen, oben weißgefärbten Klippen, an denen des Meeres Gischt meist in erstaunlichem Toben brandet. Dort außerdem, neben dem prächtigen Olivenhain an der Wurzel des Kaps ein fabelhafter Wald von Aleppo-Kiefern, die malerische Gruppen bilden und ihre Aeste zum Meere hernieder neigen. Schlingpflanzen umranken die dunklen Stämme, und zwischen diesen wuchert ein Unterholz von in dieser Schönheit uns Nordländern unbekannten Sträuchern: Lentiscus, Myrte, Steineiche. Rosmarin, Cistrose usw. Zwei Kaiserinnen hatten wegen aller dieser Reize das Cap Martin zum Lieblingsaufenthalt gewählt: die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, von der dort auch ein Gedenk-Obelisk steht, und die Kaiserin Eugenie der Franzosen, deren dort gelegene, weltabgeschiedene „Villa Kyrnos" (nicht: Cyrnos, „Kyrnos" ist griechisch und der alte Name für „Corsica"!), mit ihrem schönen Garten und der wunderbaren Aussicht nach Monaco-Monte Carlo hinüber, immer nur ganz Bevorzugten zugänglich war. Erholen kann man sich also in Cap Martin schon!

—⊙—

Vormittag in San Remo

Von Hans Bethge, z. Zt. San Remo.

Während ich gegen Mittag an der gepflegten Palmenpromenade über dem Meere sitze, die sich stolz Corso de l'Imperatrice nennt, schleudert ein äußerst buntes Publikum in der Sonne an mir vorüber, dessen einzelne Typen sich fast immer ihrer Nationalität nach bestimmen lassen

Kommen breite Männer mit großen Köpfen und festem Schritt, so sind es Deutsche. Sie setzen sich gern der Sonne aus und haben fast alle braun gebrannte Gesichter. Die Engländer sehen knochig und sehnig aus, ihre Gliedmaßen scheinen häufig zu lang zu sein; dicke Gestalten gibt es fast gar nicht unter ihnen, aber es gibt sehr dicke Italiener, und der dichte Mann, den ich hier wandeln sehe, ist ein Südfranzose, er spricht provenzalisch, sein Umfang ist überquellend, sein Nacken erinnert an den Rücken eines rosigen Ferkels. Die am elegantesten gekleideten Frauen sind wie immer die Französinnen (sie schminken sich unsinnig), keine Frau trägt ihre gut geschneiderten Kleider mit solcher Selbstverständlichkeit. Die pompösesten sind die Italienerinnen. Dann sind da ein paar Holländerinnen, ihre Körper sind formlos, ihr Gang erinnert an den Gang der Kühe, während der aufrechte Gang der Italienerinnen fast immer eine naturhafte Grazie zeigt.

Die Kurhapelle spielt Puccini. Blumenmädchen wandern herum und bieten die wunderbar üppigen Blüten dieses gesegneten Küstenstriches

Kriegsflu[illegible]

Von [illegible]

Anmerkung [illegible]
hafte Museino[illegible]
des — u. s. f[illegible]
feindlichen [illegible]
lotte kürzlich [illegible]
der Feder Jo[illegible]
chen, dessen [illegible]
hang Interesse[illegible]
Allgemein wu[illegible]
seinem Urteil [illegible]
hatten die Mi[illegible]
gefunden Gle[illegible]
Väter, Söhne, Brü[illegible]
Hoffnung, als [illegible]
lebenswert [illegible]
Aller hatten [illegible]
Sie kannten [illegible]
Laufe, Fliegen, [illegible]
gut wie heute [illegible]
zur Arbeit oder [illegible]
lang hatten die [illegible]
und Sorgen geteilt. [illegible]
Während der [illegible]
kein Mensch im [illegible]
der ihn selbst [illegible]
bedeutete: vom [illegible]
und einen unversöhnlichen [illegible]
noch erfreulicher [illegible]
von Mißtrauen, [illegible]
taten. Als er [illegible]
derartige Erscheinungen [illegible]
vor Freude meinte [illegible]

den Regierungen [illegible]
ten: den amerikanischen [illegible]
den" und „Der Mensch [illegible]
französischen „Ehrent[illegible]
dont", „Battles of Corona[illegible]
des „Army Council[illegible]
Ich habe [illegible]
maßgeblichen Kreisen [illegible]
die Firma nach [illegible]
Zenkur keinesweg[illegible]
verletzen, indem [illegible]
und seelischen Qua[illegible]
gen. Unser Verstand [illegible]
überhaupt nicht [illegible]
gezeigt werden. [illegible]
Phäakismuserfolge [illegible]
sie in irgend einer [illegible]
die Nerven fallen. [illegible]
Schon die un[illegible]
millionenfachen Tei[illegible]
einziger Kampftag [illegible]
des dreier Firme[illegible]
deshalb, streng ge[illegible]
den Endes nicht [illegible]
Wahrheit entfernt [illegible]
lich.

Welches ist [illegible]
filmproduktion, d[illegible]
größer als in all[illegible]
tigt man dadurch [illegible]
verwischen? Ue[illegible]
Zuschauer, die b[illegible]
jungen Menschen [illegible]
einmal das fiebr[illegible]
deren Menge mit [illegible]
dadurch der Frie[illegible]
von der wir jetzt [illegible]
den, oder sollen [illegible]
Völker über die [illegible]
trösten? Kurz, [illegible]
der Judenfrie[illegible]
Staatssekretär [illegible]
ihr bestes tun, u[illegible]
und künftig jede[illegible]

Unzüchtige

Die furchtba[illegible]
Raubmörders [illegible]
gemeingeist auf [illegible]
endlich das Verb[illegible]
kämpfen ist. Di[illegible]
das schon einem [illegible]
natürlich nicht in[illegible]
bracht ist auch di[illegible]
über dem gefähr[illegible]
dung kommt, [illegible]
schweren Mißge[illegible]
ringen Strafen [illegible]
brechen wie [illegible]
Kriege immer [illegible]
die allgemeine [illegible]
losigkeit daran [illegible]
gen keine Berech[illegible]
schweren Verbre[illegible]
Die Gesetze, [illegible]
Strafe festsetzen, [illegible]
brecht, auf die [illegible]
bekämpfung hin[illegible]
auf das Ersatzde[illegible]
kann.

Erforderlich [illegible]
Des Gnaden[illegible]
mundung unseres [illegible]
dem Ausmaße, [illegible]
tigkeit des Rich[illegible]
jährigkeit des [illegible]
sein Urteil durch [illegible]
ausschuß geschul[illegible]
Schwerverbrecher[illegible]
direkt an einer [illegible]
Festsetzung [illegible]
verübt, wird auch [illegible]
mentarismus nic[illegible]
können.

Einen anderen [illegible]
eilt, die allzu h[illegible]

...en. — Hier ist vor allem die Gegend der Nelken, man sieht sie in den überraschendsten, exzessivsten, erregendsten Farben, manche sind blaurot und manche rotgrau, und manche haben die [illegible]feindende, überschwengliche Größe von Riesenrosen, daß man sie fast ungläubig anstehe.

Zwei ergraute Männer mit glatten, nüchtern-klaren Gesichtern setzen sich neben mir auf die Bank. Sie sprechen englisch, und zwar in so eifriger und konzentrierter Art von „money" und „business", daß man sogleich weiß: Amerikaner.

Ein Militärflieger braust durch die dünne, blaue, gleichsam gläserne Luft über uns weg, von Ventimiglia kommend, er ist mit den italienischen Landesfarben breit bemalt, und jetzt treiben zwei italienische Kriegsschiffe patrouillierend von Genua her draußen auf der Reede vorbei, — man merkt, die französische Grenze ist nicht weit, und es gibt heute nur eine Nation, gegen die sich das ganze Gefühl der Italiener mit unverhülltem Unwillen wendet: Frankreich.

Nun stehe ich auf und wandere in die Stadt, die sich malerisch und pyramidenförmig einen von weißer Kirche gekrönten Berg hinanzieht. Ich komme an dem allzu bunten Bau der russischen Kirche vorüber. Verödet liegt sie da, ihre Pforten sind geschlossen, einige Fenster zersplittert, im Vorgarten züchtet ein Gärtner seine Nelken. In diesem von den Priestern verlassenen Gebäude liegt ein Mann begraben, der berühmt und berüchtigt durch seine politisch-geschäftliche Schlauheit war, dem seine Operationen zum Schluß freilich gründlich mißlangen: der Balkankönig Nikita von Montenegro. Er starb, seines Thrones beraubt, drüben in Cannes.

Während ich weitergehe, sehe ich mir die Auslagen in den Schaufenstern an. Merkwürdig, daß die Kurorte, wo sie auch liegen mögen, immer dieselben, meist scheußlichen, im Haushalt überflüssigen, ja störenden Andenken in ihren Läden darbieten. Ganz selten stößt man einmal auf etwas Angenehmes und Apartes, das aus dem Geiste des Landes heraus geboren ist. Hier sind es die reizenden Lenci-Puppen, die lustigsten, stilvollsten, farbig delikatesten und phantasievollsten Puppen für Kinder und Erwachsene, die man heute in Europa sehen kann.

Eins fällt mir auf: alle Geschäfte, die Photographien führen, zeigen in ihren Auslagen immer wieder die Postkarten-Photos zweier Männer, deren Gesichter man nun allmählich kennt, es sind Mussolini und der verstorbene Filmschauspieler Rudolfo Valentino. Wer die wahre, die volkstümliche, die Ansichtskarten-Berühmtheit erlangen will, muß offenbar Diktator oder Filmstar werden.

—⊙—

Wälder auf dem Boden der Ostsee

Von R. Hundt.

Die Wissenschaft vermutete schon immer, daß irgendwo im Gebiet der Ostsee, heute unter dem Wasser, in der Zeit der ältesten Braunkohle, im sogenannten Eozän, die Nadelwälder gegrünt haben müssen, denen wir das versteinerte Harz, den altbekannten Bernstein, verdanken. Man hat bisher von den Bäumen selbst im ursprünglichen Waldverband nichts gefunden, sondern nur einzelne Holzstücke, die mit dem Bernstein verwachsen waren. Auch an manchen Stellen der deutschen Nordseeküste kann man zur Zeit der Ebbe Waldreste erkennen, die infolge ständigen Sinkens der Nordseeküste der letzten 2- bis 3000 Jahre unter dem Wasser liegen. Und nun hat die geologische Wissenschaft südlich der Insel Bornholm in 80—100 Meter Tiefe Reste größerer Nadelwaldungen nachgewiesen, die am Grunde der Ostsee vorhanden sind. Man kam durch Treibholz zur Entdeckung. Es wurden mächtige Stämme schwimmend gefunden, die nicht von den Küstenwäldern der Jetztzeit stammen konnten, und es stellte sich heraus, daß sie südlich von Bornholm von untergegangenen Wäldern stammen. Noch in der jüngeren Steinzeit hat also hier Land bestanden. Die Ostsee muß damals von viel kleinerem Umfange gewesen sein. Diese Tatsache wird noch durch folgende kürzlich gemachte Entdeckung bestärkt. Auch an der Ostküste von Schleswig haben Tiefseeuntersuchungen die Reste von Waldbeständen unter der Ostsee nachgewiesen. Im Gegensatz zu den untermeerischen, vorgeschichtlichen Wäldern bei Bornholm liegen diese untergegangenen Wälder nur wenige Meter tief.

In der Nähe des Leuchtturms von Falshöft ragen die Baumreste aus dem Wasser heraus. Man hat erkannt, daß es sich um die Reste von Föhren und Kiefern handelt, die zum Teil steinhart geworden sind. Diese Wälder ziehen sich unterseeisch von Falshöft, südlich der Flensburger Förde, durch den breiten Grund nach der Insel Alsen hin.

—⊙—

Das Paradies am Nordpol?

Von Otto Schumann-Wien.

Die Erfolge der Archäologie in den letzten Jahren, die Funde in Indien, Klein-Asien, Aegypten und Mittelamerika, die teilweise auf ganz überraschende Zusammenhänge zwischen weit auseinanderliegenden Kulturkreisen hinweisen, sind die Veranlassung, daß die Frage nach der ältesten Geschichte der Menschheit wieder besonderes Interesse gewonnen hat. Vor allem sucht man zu erforschen, ob die verschiedenen Menschenrassen auf einen gemeinsamen Ursprung zurückzuführen sind und wo die Wiege der Menschheit gestanden hat. Besonders in Amerika wird die Frage eingehend erörtert. Am verbreitetsten ist heute noch die Ansicht, daß die Ureinwohner der neuen Welt aus Asien stammen und entweder über die Beringstraße oder den Stillen Ozean gekommen sind. Nun haben aber Gelehrte des Nationalmuseums in Washington im Staate Oklahoma untrügliche Beweise dafür gefunden, daß es in Amerika schon vor den Tagen der Neandertaler und der Cro-Magnons Menschen gegeben hat. Vieles spricht gegen eine Einwanderung aus Asien in so früher Zeit. Von wo sind die ersten Amerikaner aber dann gekommen?

Es gibt eine interessante Hypothese, die in letzter Zeit wieder mehr an Boden gewonnen hat und insbesondere von William E. Warren, dem früheren Präsidenten der Harvard-Universität, vertreten wird. Wenn man sie als richtig annimmt, so schwinden mit einem Schlage alle Schwierigkeiten über den Ursprung, die Zusammenhänge und die Verteilung der verschiedenen Rassen über die Erde. Die Warren'sche Hypothese verlegt den Ursprung der Menschheit nach dem Nordpol. Das erscheint zunächst verblüffend, die Annahme ist aber keineswegs unwahrscheinlicher als manche andere, sie hat im Gegenteil vieles für sich, wie ein Blick auf eine Karte der jetzigen Nordpolarländer zeigt. Irgend welche Naturereignisse, Klimaänderungen oder sonstige Katastrophen mögen zum Aufgeben der ursprünglichen Wohnsitze genötigt haben. Von hier aus konnten sich die Arktisbewohner leicht nach allen Seiten zerstreuen, ohne breite Meeresflächen überschreiten zu müssen, was in jenen frühen Zeiten auf alle Fälle schwierig, wenn nicht unmöglich gewesen sein dürfte. Eine Aufzählung der Gründe, die für die Richtigkeit der Warren'schen Hypothese sprechen, würde hier zu weit führen. Vielleicht haben die großen Eismassen, die heute den Pol umgeben, früher nicht bestanden. In seinem Werke: „Das Paradies ist gefunden" schreibt Warren: „Im Sommer, wenn die Sonne beständig auf den Pol herniederbrennt, ist die in vierundzwanzig Stunden auf eine Quadratmeile einfallende Wärmemenge dort um 25 Prozent größer als am Aequator. Wären nicht die großen Eismassen am Pol, so würde der Sommer dort sehr warm sein." Das stimmt mit dem überein, was wir aus den Berichten verschiedener Polarreisenden wissen.

Die Warren'sche Hypothese erfährt eine weitere Stütze durch die in arktischen Gebieten gefundenen fossilen Pflanzen und Tiere. Sie zeigen, daß hier einst warmes Klima und reiches Leben geherrscht haben müssen. Den Grund für den Klimawechsel kennen wir nicht. Vielleicht lag er in einer Aenderung der Zusammensetzung der Atmosphäre oder in einer Verlagerung der Erdachse, vielleicht auch in starken Aenderungen der Erdoberfläche. Warren vertritt die Ansicht, daß die Sintflut, über die unabhängig von der Bibel viele alte Schriften und die Ueberlieferungen fast aller Völker berichten die Folge einer geologischen Katastrophe war und daß in ihren Wassermengen ein alter Erdteil am Nordpol, der Garten Eden der Heiligen Schrift, untergegangen sei. — Gewiß läßt sich für die Richtigkeit der Warren'schen Gedankengänge heute kein schlüssiger Beweis erbringen. Wie alle anderen Vermutungen über die Herkunft des Menschengeschlechts bleiben sie einstweilen noch hypothetisch, aber immerhin so interessant, daß sich eine etwas nähere Beschäftigung mit ihnen schon lohnt.

—⊙—

Himmelsrundschau für März 1928

Von Max Valier.

Zu Beginn des Berichtsmonats erhebt sich die Sonne um 6 Uhr 45 Minuten und senkt sich um 17 Uhr 40 Minuten unter den Horizont; gegen Monatsende aber steigt sie schon etwas vor 6 Uhr, nämlich um 5 Uhr 40 Minuten etwas nördlich vom Ostpunkte des Gesichtskreises empor, um erst gegen 18 Uhr 30 Minuten etwas nördlich vom Westpunkte unterzugehen. Damit wird ihr Tagesbogen länger als ihr Nachtbogen. Der Winter ist gebannt, der Frühling hat astronomisch dadurch, daß die Sonne am 20 März um 21 Uhr 45 Minuten den Himmelsgleicher nordwärts überschreitet, begonnen.

Wenden wir zu Monatsanfang bald nach Einbruch der Wenddämmerung unsern Blick gegen den westlichen Bogen des Gesichtskreises, so sehen wir dort noch als einsam leuchtenden Abendstern den Riesenplaneten Jupiter, der uns so viele Monate getreulich gestrahlt hat, immer tiefer in den Sonnenstrahlen versinken, um schon in der zweiten Monatswoche ganz zu entschwinden. Richten wir aber am Monatsbeginn um 11 Uhr, gegen Monatsmitte um 10 Uhr oder am Monatsende um 9 Uhr unsern Blick zu den Sternbildern des Fixsternhimmels empor, dann finden wir diesen in der nachfolgend beschriebenen Stellung: Ueber Südwest erglänzen noch in vollem reichem Prangen die wunderschönen Bilder des Hochwinterhimmels rund um Orion geschart: Stier, Fuhrmann, Zwillinge, kleiner und großer Hund. Als erster unter den Sternensonnen hellster Lichtklasse versinkt von ihnen der tiefstreifende Fußstern des reisigen Jägers Orion, der blitzende Rigel, dann schließt Sirius sich an, worauf Aldebaran im Stier und Beteigeuze folgen. Procyon geht erst spät nach Mitternacht unter, die Zwillinge Castor und Pollux aber, und die funkelnde Capella im Fuhrmann, halten sich wegen ihrer hohen Stellung bis ins Morgengrauen.

Das Südfeld des Himmels wird zur oben genannten Beobachtungsstunde steil zu Häupten vom gewaltigen Bilde des Großen Bären und in mittlerer Höhe von dem nicht minder eindrucksvollen des Großen Löwen beherrscht, dessen Hauptstern Regulus mit einigen kleineren Sternen darüber die Form einer Sichel mit Handgriff bildet, so daß in manchen deutschen Gauen diese Sterngruppe auch unter dem Namen der Sichel bekannt ist. Das tiefere Himmelsfeld über Süden ist auffallend sternarm. Dort leuchtet eigentlich nur ein einziger Stern etwas deutlicher hervor: Alphart in der Wasserschlange. Dagegen ziehen über Südosten die einprägsameren Bilder des Raben und der Jungfrau herauf, deren Hauptstern Spica zur genannten Stunde eben über Südost aufgestiegen ist und noch niedrig schwebt. Höher über Osten flammt der annähernd gelbrötliche Arkturus auch ein Gigant des Himmels, der unsere Sonne an Rauminhalt vieltausendmal übertreffen soll. Arkturus ist der Hauptstern des sommerlichen Sternbildes Bootes, dem Krone und Herkules alsbald über Ostnordost empor steigend sich anschließen. Genau aber über Nordosten der helle Stern, der dort oben eben aufgeht, ist Wega in der Leyer, die Beherrscherin des Sommerhimmels, während der Drache den Raum zwischen Himmelspol, Großem Bären und der Leyer erfüllt. Von den übrigen Zirkumpolarsternen findet man Cepheus genau im Norden, Cassiopeja über Nordwesten, leicht kenntlich an ihren Hauptsternen.

Von den Planeten kommt Merkur am 22. März in seine größte westliche Sonnenausweichung, so daß man erwarten könnte, er müßte am Morgenhimmel eine Stunde vor Sonnenaufgang sichtbar sein. Aber infolge seiner tiefen südlichen Stellung kommt er für unsere Breiten nicht aus den Dünsten dicht über dem Gesichtskreis heraus. Wer seinen Ort genau kennt und über ein gutes Glas verfügt, kann ihn vielleicht am 17. März dicht rechts von Venus oder am 18. März dicht links von ihr auffinden, denn er geht am 17 März um 19 Uhr abends (für uns unsichtbar) nur eine gute Vollmondsbreite nördlich an Venus vorüber, was die Astronomen seine Konjunktion nennen. Venus ist infolge ihrer überragenden Helligkeit trotz der zur Zeit ihres Aufganges schon sehr hellen Dämmerung verhältnismäßig leicht zu finden. Mars, ebenfalls am Morgenhimmel, wo er anderthalb Stunden vor der Sonne empor steigt, ist infolge seiner noch großen Entfernung von der Erde verhältnismäßig lichtschwach. Jupiter versinkt, wie bereits eingangs bemerkt, gegen Monatsmitte in den Strahlen der Abenddämmerung. Saturn geht gegen 6 Uhr morgens durch den Meridian, aber wegen seiner tiefen Stellung am Himmel erst spät nach Mitternacht in Südosten auf. Uranus und Neptun sind für geringe instrumentelle Mittel sowieso niemals lohnende Planeten, Uranus ist aber im Berichtsmonat auch für die großen Sternwarten unsichtbar, da er am 24. März in Konjunktion zur Sonne kommt.

Die Beobachtung des Mondes lohnt sich wie immer für alle Kategorien von Instrumenten und auch die Sonne spendet den Freunden der Sonnenfleckenbeobachtung immer neue Beispiele einer gewaltigen Tätigkeit, die allem Anschein nach auch im ganzen Jahre 1928 noch auf einer regen Höhe bleiben dürfte.

—⊙—

Bergwald-Tragödie

Von Wilhelm Hochgreve.

Dichter Flockenwirbel verhängt die Berge. Die Einzelfichten starren wie Marmortürme, und die große Dickung wellt sich wie ein einziger ungeheurer Schneehaufen über den breiten Bergrücken. Unumschränkter Herr ist hier oben der Winter. Die Tiere zogen hinunter in tiefere Lagen. Alle Scheu vor den Menschen schwindet, wenn es ans Hungern geht!

War ers, der bis zuletzt da oben aushielt? Hinter dem Schneehaufen der Dickung ragt ein Geweih von ungerade acht Enden hervor, so hoch, weit ausgelegt und massig, wie es die Berge sonst nicht zu zeigen vermögen. Sechs Jahre trug er ein Kronengeweih, zuerst von zehn, dann drei Jahre von zwölf, und ein Jahr von vierzehn und darauf wieder von zehn Enden. Und jetzt im zwölften Jahre seines Lebens hat er „zurückgesetzt" auf ein an Enden geringeres Geweih; aber es ist an Wucht und Gewicht das stärkste, das sein Haupt je trug. Der Hirsch ist so heimlich, daß man ihn eigentlich nur vermutet. In jedem Hochwildrevier steht ja ein Sagenhirsch, wie es in jedem Rehrevier einen Sagenbock gibt. Aber dieser Hirsch, um den die Erzählungen der Förster und Jäger in weiter Runde auch so etwas wie einen Sagenkranz gewunden haben, kämpft jetzt gegen den härtesten Winter seines Lebens. Noch genügt ihm die große Dickung mit ihren Schneißen und Blößen und dem hohen Heidekraut und Ginster. Noch vermögen die starken Läufe den Schnee, auch wo er bärter ist, beiseite zu schlagen, damit die Stengel und Halme frei werden. Triebe von Jungfichten, Flechten und Rinde von den Stangen im angrenzenden Bestande ergänzen und würzen die karge Aesung.

Das übrige Rotwild steht schon längst in den Tälern und in der Nähe der Fütterungen, und selbst die stärkeren Hirsche vermögen dem Reiz der gebotenen Eicheln und Kastanien nicht zu widerstehen. Nur der Alte vom Berge bleibt bei seiner Heimlichkeit. Alle die anderen Winter hielt er es aus, warum jetzt nicht! Trotzig verharrte er, wild und unablässig wirbeln die Flocken, als reizte sie der Trotz des letzten Lebewesens hier oben. Es schneit und schneit. Wenn der Hirsch Aesung suchend weiterzieht, ist die Fährte in wenigen Minuten verschneit. Aber der alte Einsiedler bleibts Immer wieder schiebt er sich durch die Schneemassen, kann nur noch Fichtentriebe und Flechten äsen und schält Rinde, die er in handgroßen Lappen vom Stamme reißt. Er will nicht nach unten. Aber er muß schließlich doch. Der Himmel blaut, und die Sonne verbreitet Wärme. Um die Mittagszeit wird der Schnee weich und bockig, und als das Gelbrot der sinkenden Sonnenscheibe über den Bergen loht, schleicht der Frost heran und haucht über den Schneebrei eine harte Kruste. Krock, gehts, wohin der Hirsch tritt. Die glitzernde Eisdecke reißt die Haut an den Läufen auf. Schalenwund zieht der Haupthirsch talwärts. Er muß! Scheiben und Splitter schlickern klirrend vor ihm über die Eisdecke. Schneelast poltert von den überladenen Bäumen, Aeste und Wipfel brechen, krachend gibt die Kruste dem Ziehen des Hirsches nach. Wie das lärmt! Alle zwanzig, auch zehn Gänge verhofft der Geweihte, ob dieser Lärm nicht Gefahr verrät. Dann schiebt er sich weiter, und die Fährte fächt Wundschweiß. Sein Haar ist naß von der Anstrengung und von dem Schnee, der an dem heißen Körper schmolz. Windfang und Geäse dampfen. Endlich wird die Schneemasse niedriger, ist die grausame Kruste nicht mehr so glashart, und jetzt weht ihm warme Rotwildwitterung entgegen. Er verhofft, die Lauscher spielen, der Windfang bläht sich. In dem stark ausgetretenen Rotwildwechsel zieht der Alte weiter. Ein Alttier mit Kalb werden neben ihm hoch, dazu ein Schmaltier und ein Sechserhirsch. Sie trollen ab. Süßwürziger Saftduft kitzelt. Die Fütterung ist ganz nahe. Der Hunger brennt ihm im Leibe. Aber es ist noch zu hell und zu laut ha draußen in dem lichten Bestande. Anderthalb Dutzend Tiere, Kälber und Hirsche vom [illegible]er bis zum Zehner, drängen sich um die Fütterung. Kastanien zerkrachen in gierig kauenden Gefäßen. Hin und her hasten und poltern das Kahlwild und die geringen Hirsche, wenn ein Pascha mit drohendem Geweih seinen Platz verlangt. Auch hier gilt das Recht des Stärkeren und herrscht der Futterneid. —

Der Herr vom Berge steht wie ein Bildwerk im Stangenort und wartet auf die Dämmerung. So langsam wie sie im Winter am Morgen weicht, so schnell naht sie am Abend. Unter den schweren Tritten des zögernd heranziehenden Hirsches kracht der Eis gewordene Schnee. Frei steht der alte Haupthirsch jetzt am Rande der Stangen. Die in der Nähe äsenden Tiere schrecken auf, ein Zurseitepreschen ein Mitreißen der andern, und im flüchtigen Trott weichen auch die Hirsche dem Herrn der Berge und warten abseits, bis er satt ist. Unter unruhig scheuem Aufwerfen des schweren Hauptes nimmt der Hirsch die leckere und für ihn so seltene Gabe des Hegers auf. Mit hastiger Gier zerkracht das Gefäse die harten bitterfüßen Kastanien. Dann wirft er sich mit einem Ruck herum und ist mit ein paar langen Flüchten im schützenden Bestande. Die Not des Bergwinters fesselt auch ihn in die Nähe der Fütterung, die er seit sechs Wintern zum ersten Male wieder anzunehmen gewagt hat. Jeden Abend treibt ihn der Heißhunger an die Kästen und Rüpen. Reicher gedeckt ist der Tisch, seit der junge Förster weiß, daß dieser Urhirsch zu Gast kommt.

Es dämmert. Eben geistert die Eule aus dem Flugloch des Futterschuppens, auf dessen Dachbalken sie zur Tagruh hockt. Hastig weicht das Rudel dem Haupthirsch. Aber er tritt unruhiger als sonst hin und her, wirft auf, windet mit hohem Gefäse. Irgend etwas ist hier nicht in Ordnung. Irgendwo lauert Gefahr — — — Da peitscht ein Büchsenschuß auf. Wie vom Blitz getroffen bricht der Hirsch zusammen. Aus dem Loch in den Planken des Schuppens taucht ein schwarzes Gaunergesicht hervor. Der lange sehnig-hagere Leib des Wildmörders schleicht heran. Heute feiert der junge Förster Hochzeit und alle Grünen sind zu Gast. Da ist die Luft rein. Endlich kann der Schwarze dafür Rache nehmen, daß sie ihn zweimal ins Zuchthaus brachten und einmal halb lahm schossen. Den besten Hirsch hat er ihnen geraubt. Ein wildes Grinsen huscht über sein verbrauchtes Gesicht. Geraubt? Nein. Den Hirsch will er liegen lassen. Damit sich die Grünen morgen tot ärgern, die verfl — —. Aber Geweih und Haken, die will er nehmen und verstecken und sich heimlich dran freuen. Und vom Fleisch nur rasch eine Keule. Das lange Messer blitzt in der Hand, und der Wilderer kniet nieder, zwischen den Hinterläufen des Hirsches. Doch als das spitze Eisen in die Decke des Geweihträgers fahren will, kommt jählings Leben in den scheintoten Waldrecken. Mit einem Satz ist der Hirsch hoch. Ein furchtbarer Hieb des Hinterlaufes trifft den Wildschützen und jagt ihm das eigene Messer in den Leib. Blutüberströmt taumelt der Getroffene auf den Schnee. In langen Flüchten verschwindet der Hirsch in der schützenden Dickung.

Die ganze Nacht rollt das rauhe Schrecken der Alttiere die Hänge entlang. Witterung und Anblick des Wilddiebes, dem der Nachtfrost mit eisiger Würgefaust den Rest gab, halten das Wild zurück. Am anderen Mittag findet der Förster seinen erstochenen und frostsstarren Todfeind. Kopfschüttelnd umgeht er immer wieder den sonderbaren Kampfplatz. Da findet er abseits eine starke Sprosse von einem Hirschgeweih, und sie erst deutet ihm das unheimliche Rätsel dieser Waldtragödie. Der Schuß hatte die Augsprosse getroffen und den Hirsch betäubt. Die Gier nach dem Wildpret war dem Schützen zum Verderben geworden.

—⊙—

Die Wahabiten

Von Zeit zu Zeit tauchen immer wieder Meldungen aus dem Irak auf, die von Unruhen und Gewalttaten der Wahabiten und von englischen Strafexpedition wider diesen räuberischen Volksstamm zu berichten wissen. Der Begriff „Volksstamm" deckt sich bei den Wahabiten allerdings nicht ganz mit jener Vorstellung, die der Europäer im allgemeinen mit ihm verbindet, da die Wahabiten zwar einerseits eine geschlossene völkische und stammhafte Einheit bilden, andererseits aber mit gleichem Recht auch als eine bedeutsame religiöse Sekte betrachtet werden müssen, eine Tatsache, die schon daraus hervorgeht, daß ihre nationale und religiöse Entwicklung eng miteinander verbunden sind. Sie stellen politisch einen kleinarabischen Isolierungskurs und sind in ihrer religiösen Wirksamkeit von einem geradezu fanatisch anmutenden islamischen Puritanertum beseelt, getreu der Losung Mohammeds, alle Ungläubigen mit Feuer und Schwert zu vernichten. Sie stellen eine starke Volksbewegung in dem als Njed bekannten Gebiet dar, von dem schon der englische Forschungsreisende Palgrave früher berichtete, diese eigentliche Heimat der Wahabiten sei für das übrige Arabien eine Art von Löwenhöhle, in die sich nur wenige hineinwagen und aus der noch weniger jemals wieder herauskommen. „Das ist Njed, wer es betritt, kommt nie wieder zurück", sagt der arabische Volksmund. Kriege und Schreckenstaten waren zu allen Zeiten in diesem Lande üblich und erzeugten allmählich in den benachbarten Völkerschaften ein Gefühl unüberwindlicher Abneigung gegen diese wilden, rücksichtslosen Fanatiker, welche, im Grunde genommen, die Wahabiten heute noch sind.

Der Ursprung der Wahabitenbewegung reicht bis ins 18. Jahrhundert zurück; ihren Namen erhielt sie von ihrem Gründer Mohammed ibn Abd al Wahab, der aus Ost-Njed stammte. Im Jahre 1801 brachen sie aus ihren Grenzen hervor, überschwemmten in wilden Horden Mittelarabien und bemächtigten sich zahlreicher heiliger Stätten des Islam. Zehn Jahre später vernichteten die Wahabiten ein türkisches Heer unter Fussun Bey fast vollständig. Die Türken wiederum rächten sich in furchtbarer Weise in der Schlacht bei Birsel, wo nicht weniger als 40 000 Wahabiten erschlagen, gehängt und erhängt wurden. Tote Wahabiten fand man nach dem Gemetzel reihenweise aneinander geknüpft, eine barbarische Kriegsweise, wie sie uns ähnlich ja aus der Zeit der großen Völkerwanderung überliefert worden ist. Andauernde erbitterte Kämpfe mit Türken und Aegyptern dezimierten im Laufe der Jahrzehnte den kriegerischen Stamm der Wahabiten, ohne jedoch den Mut und die Tatkraft dieses „Volkes von Schwärmern und Totschlägern" erheblich zu lähmen. Ihre Religion ist das, was man etwa als praktische Islamlehre bezeichnen könnte. Als größte Sünde betrachteten sie noch vor einiger Zeit „die Bekleidung eines Geschöpfes mit göttlichen Würden" (ein versteckter Vorwurf gegen das englische Königshaus) und — das Tabakrauchen. Das Leben des überzeugten Wahabiten ist ein einziger Protest gegen jegliche von Menschen ersonnene Weltordnung er ist sich selbst genug und nicht mit Skrupeln des gesitteten Abendländers belastet, wenn er auf Raub auszieht.

—⊙—

Der ungekrönte König der Wakikuyu

Eins der abenteuerlichsten Leben im schwarzen Erdteil dürfte ein gewisser John Boynes aus Cambridge geführt haben. Als junger Mann ging er zur See, zunächst in einem Fischerboot, später auf einem größeren Segler. Er kam so nach Durban in Südafrika, von dort nach Matabeleland, wo er bei der berittenen Polizei Dienste nahm. Hier machte er verschiedene Gefechte mit, wandte sich dann aber einer friedlicheren Beschäftigung zu und eröffnete einen Laden in Bulumayo in Rhodesien. Sein unruhiges Blut trieb ihn jedoch weiter; Boynes ging nach Ostafrika, und gelangte dort als erster Weißer zu dem wilden Stamme der Wakikuyu. Obwohl ihm diese den Zutritt zu ihrem Gebiete verweigerten, drang der Verwegene trotz aller Hemmungen und Gefahren zu dem König Karuri vor, dessen Freundschaft er durch seinen unbeugsamen Mut, seine eisernen Nerven, seinen Takt und in erster Linie durch „Bluff" gewann. Der Abenteurer wußte sich bei dem schwarzen Herrscher einen derartigen Einfluß zu verschaffen, daß er der wirkliche König des Stammes wurde. Selbst heute noch führt er den Beinamen „der ungekrönte König der Wakikuyu". Als solcher hatte er eine Streitmacht von fünftausend tapferen Kriegern zu seiner Verfügung, die seinem Willen stets den gehörigen Nachdruck gaben. Inmitten seiner schwarzen „Landeskinder" blieb Boynes drei Jahre, bis seine eigenen Landsleute der Herrlichkeit ein Ende machten. Von Mombassa kam eines Tages eine englische Militärabteilung, um den „König" wegen Aufwiegelung der Eingeborenen und „Amtsanmaßung" zu verhaften. Boynes mußte vor Gericht erscheinen, wurde jedoch freigesprochen. Er kehrte nun nicht mehr zu den Wakikuyu zurück, sondern schloß sich einer Expedition ins Kanyerogebiet an, wo er infolge seiner Kenntnis des Landes ausgezeichnete Dienste leistete. Lange Jahre trieb er